

trägen wurden die Mehrfachidentitäten unterschiedlich ausgelegt. So betrachtet Maria do Carmo Cardoso Mendes den Einfluss des brasilianischen Modernismus durch die Zeitschrift *Claridade* als herausragendstes Ereignis im kulturellen Leben der Kapverden. Durch den Transfer dieser Zeitschrift kam es schließlich zum Ablösen des kolonialen Modells auf den Kapverden. In Tobias Brandenbergers Beitrag über *Raízes do ódio* des mosambikanisch-portugiesischen Autors Guilherme de Melo wird der Protagonist mit Identitätskonflikten zwischen weißer, intellektueller Oberschicht und der Zugehörigkeit zu seiner ethnischen Gruppe beschrieben (232). Melo entwirft dadurch einen Text, der wiederum schwer in die Kategorien des *nation building* zu passen scheint (227). Unter allen Beiträgen zu den Mehrfachidentitäten sticht der von Buanaissa besonders heraus, der sich ähnlich wie Couto (110) auf die kollektiven Identitäten afrikanischer und interkultureller Philosophie bezieht (60). Ganz konkret fordert Buanaissa lokale, kollektivistische Wissenskulturen der *Africanidades* zur Bildung von übertragbaren Alternativen gegenüber neoliberalen Modellen auf (61). Die Staaten Afrikas modellieren Räume von Zugehörigkeiten gegenwärtig neu, um gerechtere Bedingungen für ökonomische und kulturelle Aushandlungsprozesse zu schaffen, wie es die südafrikanische Ubuntu-Philosophie fordert (ibid.).

Der vorliegende Sammelband gibt die thematische und geografische Vielfalt luso-afrikanischer, afro-brasilianischer und afroportugiesischer Mehrfachidentitäten eindrücklich wieder. Die reflektierte Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (Koselleck) der besprochenen Literaturen, Kulturen und Politiken macht diesen Sammelband unerlässlich, um die divergierenden Räume der Lusophonie und ihre Interaktionsprozesse annähernd zu verstehen. Dabei wird durch die Beiträge zugleich deutlich, wie viel afrikanische Gnosis noch unerschlossen ist. Der überwiegende Teil der Primärtexte

eignet sich zur Anfeuerung der Diskussion (Mussa), andere wiederum scheinen selbst im Sammelband bereits zu den viel zitierten Autorinnen und Autoren zu gehören (Aqualusa, Couto). Für die Leserschaft empfiehlt sich eine Leserichtung, die mit dem abschließenden Interview beginnt, denn nahezu alle Aspekte des Sammelbandes werden in dem von Wieser einfühlsam und sorgfältig durchgeführten Interview mit Chiziane angesprochen. Dadurch kommt es zum erfrischenden Widerspruch (Beitrag Ribeiro), zur Bekräftigung, auf jeden Fall aber zur erkenntnisreichen Ergänzung für den Sammelband. Wie stark der Enunziationsort die Aussage beeinflusst, wird in den Beiträgen aus Mosambik ersichtlich, die einen wesentlich normativen Ton anschlugen und in ihren Argumentationen klare politische Plädoyers formulierten (Chiziane/Buanaissa).

Susanne Ritschel, Dresden

**Harro Stammerjohann:** *La lingua degli angeli. Italianismo, italianismi e giudizi sulla lingua italiana.* Firenze: Accademia della Crusca 2013, 357 S. (Storia dell'italiano nel mondo; Studi e testi, 3)

Der Band ist der »fortuna della lingua italiana nel mondo« (10) gewidmet, einer Erfolgsgeschichte, die episodisch (»a scopo più illustrativo che argomentativo«, 10) nachgezeichnet werden soll. Dabei bieten sich für den Vf. drei Schwerpunkte an: die *fortuna* in kultureller, gesellschaftlicher, künstlerischer Hinsicht (*italianismo*), die *fortuna* (oder, zu Deutsch: die *fortune*) in sprachlicher Hinsicht (*italianismi*), und, zu guter (und spannender) Letzt, die *fortuna* in der Wahrnehmung der »Nehmer«-Gruppen, wie sie in Form von Urteilen und Wertvorstellungen über die italienische Sprache gerne und gängigerweise zum Ausdruck gebracht wird. Der Blick ist also ein Blick von außen;

die *fortune* entsprechend der Erfolg in der (näheren oder weiteren) Ferne.

Zu Beginn wird ein Aspekt angesprochen, der heutzutage leicht untergeht: die Frage, welche Vorstellung (Jahrhunderte vor der Staatenbildung und Einigung Italiens, zu Zeiten der territorialen und herrschaftlichen Zersplitterung) in der ›Fremdsicht‹ mit dem Begriff *Italia* verbunden ist. Das *Trecento* (inklusive Dante) werden bewusst nur am Rande gestreift (mit nützlichen Hinweisen für die weitere Lektüre im umfangreichen Anmerkungsapparat). Im Fokus steht dabei ein englischer Reisender und dessen Bericht aus dem Jahr 1542: Andrew Boordes *The Fyrst Boke of the Introduction of Knowledge*. »Sembra insomma che per Boorde il termine *Italia* definisca quel territorio che sta tra la Lombardia e Roma, inclusa la Toscana« (15), resümiert der Vf., wobei gemäß Boordes Formulierung (»Italy and Rome, [t]he chefe cytye of Italy«, 15) Rom ausdrücklich mit einzuschließen ist und der *lombardo* (der nach Boorde mit den Worten zitiert wird: »I am the next neyghbour to the Italion«, 15, kursiv Rez.) zweifellos eine Präzisierung verdient. Im Rahmen der *giudizi sulla lingua italiana* ist nämlich, mit Bezug auf Boorde und dessen Sicht auf die *lombardi*, festzuhalten: »la cui capitale gli [a Boorde] sembra Firenze« (207), was eine differenzierte Sicht auf die Position der Toskana (immer gemäß der Interpretation von Boorde) nach sich zieht.

Auf diesen kurzen, aber wichtigen Einstieg folgt eine anschauliche Darstellung des Einflusses der Seerepubliken Genua und Venedig, und dies nicht nur mit Bezug auf das Mittelmeer und die Küsten des Schwarzen Meeres, sondern zum Beispiel auch in Hinblick auf Ungarn (was zum Teil kaum oder nur wenig bekannt sein dürfte). Anhand einzelner Themenbereiche wie »La vita dolce« (21f.) (zum Zucker), *Economia e commercio* (22–24) oder »Dell'arte della guerra« (38) zeichnet der Vf. die Geschichte der Wörter nach, die nicht nur von Italien ausgehend ihren Weg ins restliche Europa

und in die Welt gefunden haben, sondern für die Italien, wie im Falle der Arabismen, die Brücke, die Mittlerin auf dem weiteren Weg in Europa und für deren weltweite Verbreitung war. Natürlich kommt hierbei auch die Bedeutung der Universitäten auf ›italienischem‹ Boden zur Sprache, die Anziehungspunkt (»Italam!«, 39–45) für zahlreiche Gelehrte sind, sowie die Rolle des Italienischen als Sprache des Gesangs und des Theaters, insbesondere der *commedia dell'arte*. Weitere Schwerpunkte bilden der italienische Einfluss in Frankreich, England und den deutschen Landen (hier natürlich, wie man es aufgrund der vorhergehenden Studien des Vf. schon hätte voraussagen können, insbesondere auch in Weimar), des Weiteren in Prag, in Wien, im Reich des Matthias Corvinus, im Fürstentum Walachei, in Bulgarien, in Polen, im Reich der Zaren... Indirekt wird dabei auch auf den *Grand Tour* verwiesen (ebenso in Kapitel III), ohne dass diesem bedeutenden Phänomen ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Das erste Kapitel, das 120 Seiten umfasst und, wie gesagt, mit einem beeindruckenden Anmerkungsapparat versehen ist, klingt aus mit einem Blick auf die neuere Geschichte: auf das 19. Jh. mit seiner kolonialen Vergangenheit (Nord- und Ostafrika), die Auswanderungswellen nach Nord- und Südamerika (inklusive *Tango italiano*, *cocoliche* und *lunfardo*) und den Einfluss faschistischer Ideologie und Begrifflichkeit auf andere totalitäre Regime (pikanterweise unter der Überschrift »...l'italiano per piacere«, 114–118) wie dem nationalsozialistischen Deutschland, dem franquistischen Spanien, dem sozialistischen Rumänien (Dvce, Führer, Caudillo, Conducător).

An diese gesellschaftlich-kulturell inspirierte Annäherung an das Thema *Italianismus* schließt sich das zweite Kapitel an, das sich den Einflüssen in sprachlicher Hinsicht zuwendet, Einflüssen, die heutzutage unter Umständen nicht mehr direkt als solche zu erkennen sind (vgl. auch Kommentar des Vf. zum Zitat aus Chifflet, 9) und die auch

in Form von *calque*-Bildungen ›zielsprachlich‹ nachgestaltet sein können. Das Kapitel beginnt mit einer schwungvoll geschriebenen Diskussion theoretischer Aspekte und problematisiert zunächst den Begriff *prestito*. Anschaulich, amüsant und anekdotenhaft illustriert der Hinweis auf Henri Estienne und sein »il faut appeler emprunter, ce qu'on prend sans iamais rendre« (135), welch kognitive Bedeutung der (sinnvollen) Wahl der Fachbegriffe zukommt, und der Verweis auf Gusmanis »ri-creazione« (135) unterstreicht die signifikante ›Eigenleistung‹ der ›Ziel-Sprechergemeinschaft. Entsprechend berücksichtigt die Darstellung auch Pseudo-Entlehnungen, was, einmal mehr äußerst unterhaltsam (und auch einem italienischsprachigen Publikum erläuternd nahegebracht), in folgendem Beispiel seinen Höhepunkt finden mag: »Può bastare una -o finale per italianizzare una parola, per esempio *Palazzo Prozzo*, il soprannome che i cittadini della RDT avevano dato al *Palast der Republik*, a Berlino« (142). Diese Eigenschöpfungen zu quasi ›einhundert Prozent‹ (wenn man von der Inspiration zur Desinenz -o absieht) sind der vielleicht augenfälligste Beleg für die *fortune* einer Sprache, für das Ansehen, das Prestige, das einer Sprache im Bewusstsein der Sprecher einer anderen Sprachgemeinschaft beigemessen wird – und sie sind der wohl schlagendste Beleg für die Eigen-Kreativität der ›Nehmer-Gemeinschaft! (Man denke auch an *Los Wochos*, mit dem eine bekannte Fast Food Kette vor ein paar Jahren Reklame machte.) Neben phonisch-graphischen Phänomenen werden ebenso Fragen der Morphologie, der ›Adaption‹ in Hinblick auf Genus und Numerus etc. behandelt, bevor, dieses Kapitel beschließend, einige grundsätzliche Fragen des ›Sprachkontakts‹ komplexiv diskutiert werden.

Das dritte Kapitel geht auf Fremd-Urteile zum Italienischen ein (heutzutage vielleicht am bekanntesten in Form der um Karl V. kursierenden Sprachanekdoten; vgl. 182–184, 187, 195). Dabei hätte sich, so

der Vf., eine thematisch strukturierte Anordnung angeboten, was jedoch als wenig Erfolg versprechend verworfen wird, da eine ganze Reihe von Sprachurteilen in mehr als einer Kategorie hätten geführt werden müssen. Darüber hinaus wäre, so die Rez., eine derart geordnete Struktur mit deutlich mehr Monotonie verbunden gewesen als die hier gewählte ›diskursive‹ (und damit von *remarque* zu *remarque* gleitende) Darstellung. Letztlich ist »principalmente, ma non esclusivamente« (180) die Herkunft der Urteile (beziehungsweise der Urteilenden) bestimmend: Frankreich, der angelsächsische und deutschsprachige Raum sowie »altri« (262) (Holland, Spanien, Portugal, Ungarn, Russland, Schweden – mit einem Ausblick auf die *immigrati*); die interne Anordnung folgt dabei *grosso modo* der Chronologie.

Zu Beginn verweist der Vf. knapp auf die ersten Belege (aus dem 14. Jh.), in denen das Italienische als ein korrumpiertes Latein wahrgenommen wird, bevor sich in der Renaissance die *volgari* emanzipieren und es darum geht, zwischen den ›Volkssprachen‹, das heißt den nicht-gelehrten Sprachen, eine Rangordnung zu etablieren. Und so liest sich der Beginn des Kapitels als ein Panorama der Sprachurteile über die Sprachen Europas – häufig mit dem Ziel, die eigene Sprache über alle anderen zu stellen: »Lomonosov aggiungeva che, senza alcun dubbio, se l'imperatore [Carlo V] avesse saputo il russo, avrebbe aggiunto che quella era la lingua adatta per tutte le occasioni poiché avrebbe trovato in essa la pompa dello spagnolo, la vivacità del francese, la forza del tedesco e la delicatezza dell'italiano e in più la ricchezza e la concisione energica del greco e del latino« (183). Selbstredend finden sich auch Urteile, die (mit Kloss gesprochen) den Ausbau des Italienischen (beziehungsweise genauer: die Wahrnehmung des Ausbaus) attestieren und die von daher in Zusammenhang mit der *questione della lingua* und der Frage nach der Gleichrangigkeit des *volgare* mit den gelehrten Sprachen

Latein und Griechisch (Hebräisch deutlich nachgeordnet) von größtem Interesse sind. So wird zum Beispiel William Thomas mit den folgenden Worten aus seinen 1550 erschienenen *Principal Rules of the Italian Grammar* zitiert: »if the Italians folowe other tenne yeres the diligence, that in these tenne yeres passed they haue vsed: surelie their tongue will be as plentifull as anie of the other« (208), oder, in den Worten des Vf.: »la lingua italiana sta per uguagliare le due lingue antiche« (208). Darüber hinaus belegen die angeführten Sprachurteile das lebhafteste Interesse der Zeitgenossen an der Filiation der neo-lateinischen Sprachen, an deren Rangordnung nicht nur in Bezug auf das Latein, sondern gerade auch untereinander (die Frage der »ersten Tochter« der lateinischen Sprache). Die Kommentare der Zeitgenossen wenden sich der Frage der »Sprach-Korruption« und der Sprach-»Mischung« ebenso zu wie dem Einfluss der »Barbaren«. Sie thematisieren die Vorzüge der einen Aussprache (Präferenz der Ausdrucksweise von Siena, auch gegenüber dem Florentinischen mit dem Hinweis auf die *gorgia* und ebenso regelmäßig zitiertem *lingua toscana in bocca romana*). Es findet sich natürlich der gerne geäußerte *disprezzo* für das *bergamasco*; aber auch das Genuesische, Neapolitanische, Piemontesische, Mailändische haben gegen die (Vor-)Urteile der Reisenden zu kämpfen (das Venezianische deutlich weniger!). Die Reisenden betonen die besondere Eignung des Italienischen, aufgrund von dessen Klang, für Oper und Gesang, für die Musik allgemein, auch wenn der vokalische Auslaut und die Variabilität des Wortakzents (im Vergleich zu anderen Sprachen, häufig dem Englischen und Französischen) zum Nachteil des Italienischen (aber, je nach Zeitgenosse, auch zu dessen Vorteil) gereichen kann. Natürlich betonen die Sprachurteile auch den lexikalischen Reichtum des Italienischen, mit besonderer Bedeutung der Sprache der Dichtung (was, diese Parenthese sei erlaubt, auch ältere Grammatiken bezeugen, die den

Ausdrücken der Dichtungssprache gerne einen eigenen Abschnitt widmen). Ambivalent (aber spätestens seit Bouhours eher negativ) werden die Diminutive (und Augmentative) bewertet. Dies deutet an, dass eine positive Einschätzung problemlos ihr negatives Gegenstück finden kann, was die Zitate anschaulich belegen – gerade weil ein langer Zeitraum (inklusive 20. Jh.) und unterschiedliche Sprachräume berücksichtigt werden. Dass die Urteile dabei auch sehr wohl politisch inspiriert sind beziehungsweise der Konkurrenz zwischen den Staaten (und ihren menschlichen Vertretern) entspringen (man denkt unwillkürlich wieder an den Père Bouhours), spricht im Jahr 1818 der katholische Ire John Chetwode Eustace in vielleicht überraschender Freimütigkeit aus: Eustace plädiert für das Italienische als Nachfolgerin des Lateinischen im Rang einer Universalsprache, denn Italienisch »can have no political inconvenience; it is not the language of a rival nation. Italy pretends not to universal dominion, either by sea or by land; it administers to the pleasures without alarming the fears of other nations« (218). Doch derselbe Eustace bemerkt prognostisch, dass letztlich das Englische den Sieg davontragen wird: »but English [...] is supported by fashion, a very powerful ally, [...] and by renown that spreads from pole to pole« (218). Und schließlich erfahren wir auch noch einiges über das weibliche Geschlecht und dessen Beziehung zum Italienischen (beziehungsweise umgekehrt). Stellvertretend sei ein spanischer Reisender des späten 18. Jh. zitiert, der die *gorgia toscana* eigentlich »fastidios[a]« findet – »en los hombres«, wie er ausdrücklich betont – jedoch: »gracios[a] en las mujeres« und, wie könnte es anders sein, »particularmente si son bonitas«; die Erklärung ist mal wieder simpel: »por el privilegio especial que goza este sexo de convertir en gracia los defectos mismos« (262). Das Italienische als Sprache der Grazien, der Damen und der Liebe...

Insgesamt legt der Vf. eine äußerst angenehme zu lesende Beschreibung vor, die auf

anschauliche und unterhaltsame Art und Weise ein wahres Kaleidoskop der europäischen Kulturgeschichte (und darüber hinaus) bereitstellt. Dank diskursiv eingestreuter Informationen über die jeweils zitierten Reisenden gelingt es dem Vf., die Erfolgsgeschichte des Italienischen abwechslungsreich und hoch informativ nachzuzeichnen – und Leser und Leserinnen dabei in eine andere Zeit und in andere Welten zu entführen. Dabei unterstreicht die umfangreiche Bibliografie (283–339) einmal mehr den Eindruck, dass es sich bei diesem Werk um die *Summa* des langjährigen Schaffens eines allseits und vielsprachig interessierten Sprachwissenschaftlers handelt, den eine große Affinität mit den romanischen Kulturen (und der dort hoch geschätzten soziablen Wissensvermittlung) verbindet. Und auch wenn sich die Theoretiker(innen) unter den Leserinnen und Lesern vielleicht eine deutlichere theoretische Verortung der einzelnen Sprach-Urteile gewünscht hätten (eine Verortung, wie sie zum Beispiel zu Beginn der 90er Jahre von Brigitte Schlieben-Lange in der Festschrift für Klaus Heger oder von Jörn Albrecht in Band I,2 des *Lexikons der Romanistischen Linguistik* vorgezeichnet wurde), so sollte es selbstverständlich sein, einem Autor nichts vorhalten zu wollen, was dieser zu erfüllen nicht bestrebt ist. Vielmehr gebietet es die *civiltà*, sich auf sein Anliegen einzulassen: »Questo libro non è sorretto da una teoria ma da un interesse: quello per la fortuna della lingua italiana nel mondo. [...] Lungi dall'essere una storia complessiva della presenza della lingua italiana nelle lingue del mondo, questo libro è una raccolta di spunti, sistemati discorsivamente, a scopo più illustrativo che argomentativo. Per facilitare la lettura ho limitato le note in calce a precisazioni e aggiunte al testo, raccogliendo nelle note finali di ogni capitolo la documentazione bibliografica, di interesse specialistico« (10). Dies, so kann die Rez. bestätigen, ist dem Vf. voll auf gelungen, bietet das Werk doch ohne Wenn und Aber einen spannend zu lesen-

den, faszinierenden Gang durch Raum und Zeit der italienischen Kultur und Sprache.

Gabriele Beck-Busse, Marburg/Berlin

**Barbara Vinken (Hg.): *Translatio Babylonis. Unsere orientalische Moderne*.** Paderborn: Fink 2015, 272 S.

Der unter dem Titel *Translatio Babylonis. Unsere orientalische Moderne* herausgegebene Sammelband vereint insgesamt 15 deutsche und englischsprachige Beiträge unterschiedlicher Disziplinen (Germanistik, Romanistik, Komparatistik, Geschichtswissenschaften, Klassische Philologie), die in Summe eine Neuperspektivierung der »Reden vom Orient« jenseits gängiger »Orientalismus-Gemeinplätz[e] der postkolonialen Welle«, so der Klappentext etwas provokant, anvisieren. Im Vorwort des Bandes (B. Vinken) wird die durchaus reizvolle These etabliert, nach der das Sprechen über den beziehungsweise vom Orient in der Literatur weniger der Selbstvergewisserung des Westens im Said'schen Sinne diene (»Orientalism is a style of thought based upon an ontological and epistemological distinction made between ›the Orient‹ and [...] ›the Occident‹«, heißt es bekanntermaßen gleich in der Einleitung des gleichnamigen Werks), denn der verklausulierten Reflexion und Darlegung des dem Eigenen innewohnenden »Fremden«, für die der »Orient« letztlich »diffuse Chiffre« (9) gewesen sei: »Figur einer Spaltung im Eigenen, die auf einen ›orientalisierten‹ Anderen projiziert wird« (9). Dieser »innere Orient«, dieses »Babylon«, scheint folglich als eine Figur der Selbstverunsicherung auf, angesichts derer die europäische Moderne über ihre Identität reflektierte beziehungsweise zur Beschreibung und Kritik ihrer selbst gelangte (vgl. 8).

Mit dem Begriff der »Moderne« und dem Verweis auf die Idee einer *renaissance*